

1.Mose 41, 17-24

[17](#) Der Pharao sprach zu Josef: Mir träumte, ich stand am Ufer des Nils
[18](#) und sah aus dem Wasser steigen sieben schöne, fette Kühe; die gingen auf der Weide im Grase.

[19](#) Und nach ihnen sah ich andere sieben dürre, sehr hässliche und magere Kühe heraussteigen. Ich hab in ganz Ägyptenland nicht so hässliche gesehen.

[20](#) Und die sieben mageren und hässlichen Kühe fraßen die sieben ersten, fetten Kühe auf.

[21](#) Und als sie die hineingefressen hatten, merkte man's ihnen nicht an, dass sie die gefressen hatten, und waren hässlich wie zuvor. Da wachte ich auf.

[22](#) Und ich sah abermals in meinem Traum sieben Ähren auf "einem" Halm wachsen, voll und dick.

[23](#) Danach gingen auf sieben dürre Ähren, dünn und versengt.

[24](#) Und die sieben dünnen Ähren verschlangen die sieben dicken Ähren. Und ich habe es den Wahrsagern gesagt, aber die können's mir nicht deuten.

Liebe Schwester und Brüder,

liebe Gemeinde,

„Wer Visionen hat, der soll zum Arzt gehen!“ So hat der ehemalige deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt in einem Interview einst auf die Frage „Was ist ihre große Vision?“ geantwortet. Später, nachdem es ein geflügeltes Wort geworden war, meinte er, es sei eine pampige Antwort auf eine dusselige Frage gewesen. In Österreich wird der Satz wiederum dem in den 1990er Jahren des vorigen Jahrhunderts regierenden Bundeskanzler Franz Vranitzky zugeschrieben, der ihn nie gesagt hat. Doch der Satz hätte gut zu ihm gepasst. Als Banker gehörte er jener Generation von Politikern an, die pragmatisch begannen, die Führung eines Staates mit der Führung eines Wirtschaftsbetriebes zu vergleichen. Um Optimierung und Effizienzsteigerung ging es da, und nicht um die großen gesellschaftspolitischen Visionen. Die Utopien waren tot. Die Geschichte war, wie man meinte, an ihr Ende gelangt.

„Wer Visionen hat, der soll zum Arzt gehen!“ Der Satz passt seit den 1990er Jahren auch zur Diakonie. Wir haben uns professionalisiert, sind von diakonischen Anstalten zu diakonischen Unternehmen geworden. Die Betriebswirtschaft hat ihren Siegeszug angetreten, wir haben alle ihre Instrumente gelernt – von der Balance-Score-Card bis zur Organisationsform diakonischer Konzerne mit all ihren sich konkurrierenden Sub-Gesellschaft mit beschränkter Haftung – und machen uns gerade auf zur Koopkurrenz, wie der neueste Trend heißt. Und das alles ist gut so! Das alles war richtig und nötig – und doch nicht genug.

Wo sind die Träume und auch die Albträume geblieben? Wo die Visionen, die am Anfang der Diakonie gestanden sind? Als Frauen und Männer ans Werk gegangen sind mit dem offenen Blick für die Not, mit leeren Händen, einem überquellenden Herzen und dem unerschütterlichen Gottvertrauen, „dass der Herr dem, dem er eine Aufgabe gibt, auch die notwendige Kraft geben wird“. Mit dem Gottvertrauen, dass angesichts leerer Kassen Gott schon für uns sorgen wird wie für die Lilien auf dem Felde und die Spatzen auf den Dächern. „God will provide“, hört man nur noch von älteren Schwestern in den Ländern des Südens, und wir lächeln darüber. Wissen wir doch: Wenn, dann werden **wir** es managen mit unserem professionellen Fundraisingmethoden, unserem politischem Geschick und strategischem Lobbying.

Visionen und Träume sind out. Und doch träumen wir, oft heimlich, haben des Nachts Gesichte. Man kann ja nicht nicht träumen. Träume können hell sein und strahlend, aber auch bedrohlich und wild. Die Welt wäre schal und trist, träumten wir nicht. Die Welt wie sie ist, wäre unerträglich, gäbe es nicht den Traum, sie verändern zu können. „Wenn das was ist, sich ändern lässt, ist das was ist, nicht alles“, so hat Theodor W. Adorno diesen ständigen Antrieb der Visionen beschrieben. Vielleicht fehlt es uns nicht an den Träumen, sondern am Vertrauen in die Traumdeuter.

Der Traum hat dem Pharao unruhige Nächte beschert. Satte Kühe, die dürre Kühe fressen. Ähren, die Ähren verschlingen. Wer sollte damit etwas anfangen? Seine professionellen Staats- und Hoftraumdeuter konnten ihm wenig Aufklärung bringen. Sie beunruhigten ihn eher. Einzig Josef, der Ausländer, den er aus dem Gefängnis holen ließ, er war der, der dem

Traum eine Perspektive gab, der dem nächtlichen Alb Bedeutung abgewinnen konnte, der der Vision Konkretion folgen ließ, die wohl Millionen von Menschen das Leben rettete.

Wer war dieser Mann?

Josef war ein Mann mit Erfahrung, aus einer merkwürdigen Familie. Sein Vater Jakob war ein Betrüger, der seinen eigenen Bruder Esau mit Hilfe der Mutter um den väterlichen Segen und das Erstgeburtsrecht gebracht hatte. Seine Mutter Rahel, gerühmt ihrer Schönheit wegen, lag im erbitterten Kampf mit ihrer Schwester Lea, der ersten Frau Jakobs, wer für den Kindersegen zuständig sei. Sie ließ ihre Magd an ihrer statt Jakob Kinder gebären, um schließlich doch noch mit Josef und Benjamin gesegnet zu werden. Und sie schaffte es, ihre so spät Geborenen zu den Lieblingen des Vaters zu machen. Was die Brüder wieder nicht kalt ließ. Josef, schön wie seine Mutter, im bunten, modischen Rock, hielt sich für etwas Besonderes und war es wohl auch. Eine dysfunktionalen Familie, der Josef entstammte.

Die Brüder entsorgten den eitlen und selbstgefälligen Spross Rahels, indem sie ihn in den Brunnen warfen und als Sklaven nach Ägypten verkauften. Als Sklave und Immigrant im fremden Land wird Josef wohl einen besonderen Blick auf die Gesellschaft des Königreichs am Nil entwickelt haben. Wie Kinder aus dysfunktionalen Familien sie oft haben, hatte auch er eine besondere Gabe, sein Überleben unter widrigsten Umständen zu organisieren.

Immer wieder viel sein Managementtalent auf, verhalf ihm zu besseren Positionen - wie am Hofe Potifars, wo ihm allerdings seine Schönheit und seine erotische Ausstrahlung einen Strich durch die Rechnung machte und ihn, der die Verlockungen und Rufe der Frau des Hauses nicht erhörte, direkt und schnurstracks ins Gefängnis führte. Auch eine wertvolle Erfahrung, wie sich herausstellen sollte. Im Gefängnis weissagte Josef dem Mundschenk des Pharaos seine Wiedereinsetzung und Befreiung und bat ihn, sich für ihn beim Pharaos einzusetzen, was dieser natürlich vergaß. Was Josef wieder um eine Erfahrung reicher machte: um die Erfahrung, dass Dankbarkeit keine politische Kategorie ist. Josef, der Mann, der Träume deuten kann, ist ein Mann mit vielen Erfahrungen und, wie sich zeigt, auch ein Mann mit politischen Talent und Gespür.

Zum Pharaos gerufen, deutet er ihm seine Träume von den Kühen und Ähren nicht nur. Die Analyse, dass sieben fetten Jahren sieben magere Jahre folgen werden, allein genügt nicht. Josef übernimmt Verantwortung und gestaltet den folgenden Prozess der Vorbereitung auf die sieben mageren Jahre, lässt Speicher bauen und Korn zurückbehalten, um für die Jahre des Hungers vorzusorgen. Und er wird das mit harter Hand getan haben. Die Josefs-

Erzählung hat nichts Liebliches, nichts Nettes und Freundliches an sich. Auch als das Volk hungert in den sieben Jahren, verschenkt Josef die Vorräte nicht. Er lässt das Volk bezahlen. Und als es das nicht mehr kann, vergibt er eine Art von Mikrokrediten und führt ein nachhaltiges Steuersystem ein. Bei zukünftigen Ernten sind 20% an den Staat abzuführen. Hätte es das Christentum damals schon gegeben, vielleicht hätte ihn so mancher seiner Angestellten als unchristlich bezeichnet.

An einem aber fehlt es dem schönen, jungen Politiker aus dysfunktionaler Familie und effizientem Manager nie: an Gottvertrauen und am Glauben daran, durch sein Gottvertrauen und durch die ihm von Gott geschenkte Gabe, Träume deuten und ihre Analyse in die Praxis umzusetzen, das Richtige zu tun. Immer wieder betont er, sein Tun, das Tun seines Gottes, habe vielen, vielen Menschen das Leben gerettet. Der Traum, die Vision hatte Bedeutung erhalten, wurde wirkmächtig in der alltäglichen Praxis des sozialen Handelns und der politischen Klugheit. Die Instrumente, mit denen er die große Hungerkatastrophe bewältigte, waren sicher nicht so ausgefeilt wie die Instrumente, die uns heute zur Verfügung stehen in der alltäglichen Praxis des sozialen Handels und der politischen Klugheit.

Wir wissen auch weit mehr, wir sammeln Daten und Fakten, wissen alles im Voraus, lassen uns durch nichts überraschen. Und doch jagt eine Katastrophe die andere, eine Krise die nächste. Niemand hätte sich die Bankenkrise, die Staatsschuldenkrise, den griechischen Albtraum oder die Massenflucht aus dem kriegsgebeutelten Syrien träumen lassen.

Stellen wir uns unseren Träumen noch, den Utopien genauso wie den alpträumenhaften Nachtgesichten?

Trauen wir uns noch, Visionen ernst zu nehmen? Lassen wir uns noch von ihnen in ihrer Ambivalenz herausfordern? Oder ist es zu unserer zweiten Natur geworden, diejenigen, die Visionen haben, zum Arzt zu schicken, damit er ihnen ein Beruhigungsmittel gibt, um sie wieder tief schlafen zu lassen. Jeder Traum scheint am Sachzwang zu zerschellen. Der Traum vom Frieden in Syrien zerbricht an den geopolitischen Interessen der Nachbarstaaten. Jeder und jedem von uns fallen sofort dutzende von Gründen ein, warum der Krieg noch jahrelang vor sich hintümpeln wird. Die Vision einer Welt, in der niemand mehr hungert, zerbricht an den Verteilungsmechanismen der Märkte, und der Traum, dass in den reichsten Ländern der

Welt niemand mehr in Armut leben muss, zerschellt an der Doktrin des Wettbewerbs, die meint, die Individuen wären nur zu Leistung und Kreativität zu motivieren, wenn die Kargheit sie antreibt. Es fehlt am Mut zu träumen!

Es fehlen aber auch die Traumdeuter. Wir sind es gewohnt, unser Schicksal in die Hand der Anständigen und Wohlerzogenen zu legen. In die Hand der gut Ausgebildeten, der Expertinnen und Experten, der Eliten, die meist aus gut gebildeten Elternhäusern kommen. Die wissen, wie es geht und wie man es macht. Das ist schon recht so, das gibt uns Sicherheit. Die Wirtschaftsforscher zum Beispiel und die Bankexperten haben selbst nach dem großen Crash in den Talkshows, in denen sie all ihre Prognosen revidieren mussten, vor wohligem Selbstvertrauen gestrotzt und eine beruhigende Wirkung auf uns gehabt. Unter unseren Traumdeutern, da findet sich kaum einer aus einer dysfunktionalen Familie, von betrügerischen Eltern abstammend, Opfer von Menschenhandel mit sexueller Ausbeutung und Gefängniserfahrung, einer, der als Fremder ins Land gekommen ist und allen Anfeindungen zum Trotz überlebt hat und der alle Untiefen des Lebens kennt. Wer weiß, vielleicht kommt ja gerade einer oder eine über die Grenze bei Nickelsdorf oder Passau, der es verstehen wird, unsere Träume zu deuten und ihnen wieder Bedeutung und Realitätssinn zu geben.

Und überhaupt das Gottvertrauen! Trauen wir uns noch Gott zu vertrauen? Trauen wir ihm noch etwas zu? Wenn eine der alten Schwestern sagt: „Der Herr wird dafür sorgen, the Lord will provide“, dann kommt uns ein Lächeln über die Lippen. Ein nostalgisches Lächeln: Ja, früher ist das noch gegangen, meinen wir. Ein freudig, erstauntes Lächeln, dass es so etwas noch gibt, dieses naive Gottvertrauen; und ein etwas spöttisches Lächeln, wissen wir doch, dass wir schon all unser Geschick und unsere Kompetenz einsetzen müssen, dass am Ende der Träume nicht die Insolvenz steht. Doch Achtung! In all der Kompetenz, den Instrumenten der Messbarkeit und Planbarkeit droht uns das Gottvertrauen verloren zu gehen. Denn Gottvertrauen hat auch eine Seite, die wir gerne verdrängen. Es macht unsicher. Am sichersten fühlen wir uns, wenn wir alles unter Kontrolle zu haben meinen, alles im Blick haben und alle Konsequenzen abschätzen können. Auf Gott vertrauen heißt aber auch, sich auf jemand anderen verlassen müssen, wie Josef das getan hat. Verantwortung leben heißt auch zu wissen, dass es letztlich ein anderer ist, der uns träumen lässt und uns befähigt, mit unserer Erfahrung Träume zum Leben zu erwecken und in die Praxis umzusetzen, mit all

unseren Gaben, Instrumenten, unseren Aus- und Weiterbildungen und Kompetenzen.
Letztlich bedeutet Gott zu vertrauen, auch Risiko einzugehen.

Doch sogar in der großen Politik blitzt so manches Mal Gottvertrauen durch, wird der große Traum, die große Vision sichtbar. Auch wenn Gottvertrauen heißt, etwas zu riskieren.

Als Angela Merkel angesichts der Flüchtlingsbewegungen nach Deutschland gemeint hat: „Wir schaffen das!“, da war das ein Satz der Pfarrerstochter, ein Satz voller Gottvertrauen, der Gewissheit vermittelte und sich des Risikos wohl bewusst war. Denn Gottvertrauen birgt unglaubliche Möglichkeiten, Träume Wirklichkeit werden zu lassen, doch auch das Risiko, dass nicht alle zu so einem starken Glauben und Vertrauen fähig sind.

Wer Visionen hat, braucht keinen Arzt. Wir brauchen Träume und Menschen, die Träumen Bedeutung geben. Traumdeuter, wie Josef einer war, brauchen Erfahrungen, die das Leben schenkt. Eine schwierige Familie kann dabei helfen. Traumdeuter brauchen die Fähigkeit, Bedürfnisse zu erkennen, eine analytische Kraft und den Mut, die Politik nicht einfach gewähren zu lassen, dort wo sie dem Leben nicht dient. Und sie sollten auf der Höhe der Zeit sein und ihre Instrumente beherrschen. Vor allem aber, das zuerst und zuletzt, um Träume zum Leben zu erwecken, brauchen wir Vertrauen in Gott, ein gerüttelt Maß davon, nur nicht zu wenig. „The Lord will provide!“

AMEN